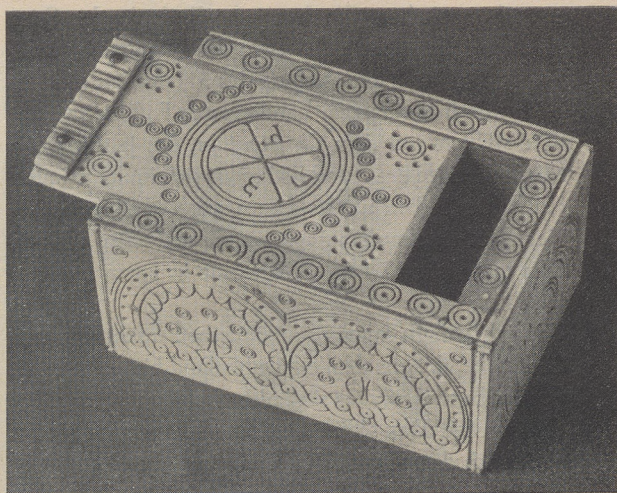


samkeit keinem anderen Teil des großen Frankenreiches nach. Man hatte Verbindungen zum Hof, nach Italien – ein Reichenauer Abt war Bischof von Pavia – nach Frankreich. Aber der geistige Zug der alemannischen Klöster scheint anders gewesen zu sein. Die großen Werke der Dichtung, der religiösen Malerei, der Liturgiegeschichte, die im südlichen Alemannien damals entstanden, gewiß nicht immer, aber doch zum guten Teil durch Männer alemannischer Abkunft, greifen in keinen Streit der Geister ein. Wer will, mag sie humanistisch nennen. Die Schärfe des ketzerischen Geistes, der die Entwicklung natürlich auch bedeutsam vorangetrieben hat, findet im karolingischen Schwaben keine Stätte. Wenn da von Stürmen, von aufwühlenden Erlebnissen die Rede ist, dann sind es die – sicher nicht minder wesentlichen, aber doch mehr dem Gefühl, ja dem Traum zugehörigen Schmerzen und Erregungen, die die Entwicklung der Dichter begleiten, und die neuen in die Zukunft weisenden Leistungen dienen dem Schmuck der Liturgie, wie Notkers Sequenzen, oder kirchengeschichtlichen Einsichten, oder der feierlichen Verehrung alter und neuer Heiliger, oder dem Versuch, vom mönchischen Leben aus das Getriebe des Hofes und die Gefahren des Reiches zu erfassen, wie vieles in des oft genannten Walahfrid Werk, und auch die Anfänge einer kritischen Tätigkeit an geheiligten Texten, läßt sich im Schaffen gelehrter Bibliothekare wie des Reginbert auf der Reichenau verfolgen – gewiß nicht minder wertvolle Beweise einer Vermählung des christlichen Glaubens mit dem



Kästchen aus Knochenplatten (Nachbildung; etwa $\frac{1}{2}$ natürliche Größe) Heilbronn a. N.

gesamten Lebensstil – was in der Epoche Columbans noch nicht hatte gelingen wollen –, aber doch etwas bemerkenswert anderes als die philosophisch-dogmatischen Kämpfe, die andere Teile des fränkischen Reiches erschütterten.

So zeigt doch eine Besinnung auf die Begegnung der Alemannen mit dem Christentum, wenn man sich einmal entschließt, nicht bloß Heiligennamen zu sammeln, einige Züge, die für Art und Schicksal des Stammes bemerkenswert sind und sich vertiefen könnten, wenn man auch die Zeit der Reformen, die nicht lange darnach anhebt, noch einbeziehen würde.

Was sagen die Bodenurkunden über den Anfang des Christentums in unserer schwäbischen Heimat?

Von Oscar Paret

Auf der großen durch Kaiser Traian (98 bis 117 n. Chr.) zur internationalen Linie Gallien–Schwarzes Meer (heute Paris–Konstantinopel) ausgebauten Straße zogen über Mainz oder Straßburg–Bad Cannstatt–Augsburg und umgekehrt seit dem Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. immer wieder Truppen, allerlei Kommandos, tagtäglich Beamte, Händler und Reisende. Cannstatt war zwischen Donau und Rhein der wichtigste Verkehrsplatz und Rastort. Orientalische Waren und Menschen (so die zwei im Jahre 235 in Cannstatt bestatteten persischen Panzerreiter Aure-

lius Saluda und Regrethus) kamen auf diesem Wege ins Neckarland. Aber auch über Italien und die Schweiz wie über das Rhonetal und Gallien stand das Neckar- und Rheingebiet mit dem östlichen Mittelmeergebiet in Verbindung.

Unter den Offizieren, die ins Limesgebiet versetzt wurden, unter den Gewerbetreibenden, die sich im Neckarland niederließen, gab es Anhänger der persischen *Mithrasreligion*. Dieser orientalische Kult breitete sich damals rasch über das Imperium aus, auch im Rheingebiet. Hier stammt das älteste inschriftlich datierte Denkmal vom Jahr 148 und aus Böckingen. Weitere Kultbilder und Weihesteine für Mithras sind in unserem Lande bisher gefunden worden in Rottenburg, Zazenhausen, Walheim, Murrhardt und in Hölzern, Kreis Heilbronn. Das beste jedoch, nach dem Kultbild von Osterburken, ist das große Relief von Fellbach, das den jugendlichen Mithras darstellt, wie

er nach persischem Glauben jedes Frühjahr den Stier tötet, aus dem dann das Leben der Natur entsproßt. So hat also im 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts der Mithraskult in unserem Lande festen Fuß gefaßt.

Wie steht es mit dem Christentum, das ja durch die Missionsreisen des Apostels Paulus sich in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts auch schon über weite Gebiete des Mittelmeerraumes ausgebreitet hatte und von dem ums Jahr 170 eine Gemeinde in Lyon erwähnt wird?

Um es gleich zu sagen: Die römischen Inschriften und Bildwerke, die aus dem Schwabenland bisher bekannt geworden sind, und es sind nicht wenige, bieten nichts Christliches. Das schließt jedoch nicht aus, daß etwa auch nach den Hauptorten Cannstatt und Rottenburg gelegentlich Christen gekommen sind, ja daß es an diesen bedeutenderen Orten ums Jahr 200 und in den folgenden Jahrzehnten kleine christliche Gemeinden gegeben hat. Weder Ruinen von Kultbauten noch Kultbilder und Grabsteine mit christlichen Zeichen sind ja in dieser Frühzeit zu erwarten.

Im Jahr 260 ging das rechtsrheinische Gebiet dem Imperium und damit dem Einflußbereich des Christentums verloren. In den großen spätrömischen Städten an Rhein und Mosel sind seit dem 3. Jahrhundert Christengemeinden durch Grabsteine bezeugt. Im alamannischen Gebiet rechts vom Rhein fehlen zunächst bis etwa 500 fast alle archäologischen Urkunden. Aus dem 6. und 7. Jahrhundert kennt man aber Hunderte von Gräberfeldern mit einer Fülle von Totenbeigaben wie Waffen, Schmuck, Geräten und Gefäßen. Spricht schon die Sitte dieser Totenbeigaben gegen christliche Begräbnisse, so finden sich auch unter den Beigaben

selbst oder auf ihnen nur ganz selten christliche Hinweise. Kreuzmuster sind seit der Jungsteinzeit bekannt, Schmuck mit Kreuzornament darf also nicht ohne weiteres christlich gedeutet werden. Besonders ist aber zu beachten, daß die merowingische Schmuckindustrie als Nachfolgerin der römischen ihre Sitze westlich vom Rhein, auch in Italien hatte, daß es sich also bei diesen alamannischen Grabbeigaben um Einfuhrware aus Gebieten handelt, in denen zu dieser Zeit das Christentum schon längst festen Fuß gefaßt hatte. Wahrscheinlich christlicher Schmuck wie die langobardischen Goldblattkreuze sagen daher über die Religion des alamannischen Toten nichts aus. Dies gilt auch für das 11 cm große, mit verzierten Knochenplatten beschlagene Kästchen, das 1900 in einem alamannischen Grab in Heilbronn gefunden worden ist. Es trägt auf dem Schiebedeckel das Monogramm Christi mit Alpha und Omega, ist also zweifellos etwa für die Aufbewahrung des Abendmahlbrotes geschaffen worden, aber auch links vom Rhein. Das Kästchen ist das älteste bisher bekannt gewordene christliche Denkmal aus Württembergs Boden. Aber auch dieses Stück ist kein Beweis dafür, daß es schon im frühen 6. Jahrhundert im Neckarland christliche Alamannen und Franken gegeben hat.

Über die Anfänge des Christentums im Schwabenland sind wir also auf die schriftlichen Quellen (*pactus* und *lex Alamannorum* u. a.) angewiesen, doch ist auch die negative Aussage der Bodenukunden von Wert. Erst ums Jahr 700 hören die Reihengräberfelder allmählich auf und beginnt mit der Bestattung der Toten um die nun entstehenden Kirchen die eigentlich christliche Zeit.



Alamannischer Totenbaum aus Oberflacht

spannt, empor zum schweren Kranzgesims, über dem sich der Giebel, das sogenannte „Frontispiz“, gegen den Himmel lebhaft silhouettiert, abzeichnet.

Wir betreten das Innere der Kirche und werden von einer lichtvollen Rummächtigkeit und vornehmen Klassizität tektonischer Durchgliederung gepackt, die an „römische Gravitas“ gemahnt. Verständlich, wenn man erfährt, daß der Weingartner Abt Sebastian Hyller ehemals Kurator an der Universität in Salzburg war, wo römische Baukunst seit einem Jahrhundert bereits Vorbild der zeitgenössischen Architektur war. Auch sein rastlos aktives Interesse am Baubetrieb und seine Sachkenntnis in künstlerischen Fragen sind urkundlich bezeugt.

Und noch ein Wort über Bauwerk und Landschaft! So sehr der Idealplan auf dem Papier in sich abgerundet erscheint, so gewiß ist in der Barockzeit die Absicht und der Drang spürbar, die Architektur mit der Landschaft zu verbinden, ja sie über die Landschaft zu setzen und ausstrahlen zu lassen.

Nach dem Weingartner Idealplan greift das Bauwerk, das, auf einer natürlichen Terrasse liegend, weit ins Tal hinausgehoben ist, nicht nur mit seinen mächtigen armbreitenden Treppenläufen hinaus in die umgebende Landschaft, sondern es ist vor allem der herrliche arkadumsäumte Vorplatz mit seiner kanzelartig sich vorschubenden Balustrade, der den freien Raum und die weite Landschaft hereinholt. Gleich denken wir an den Altan des Benediktinerklosters Melk. Hier wie dort treten wir aus der Kirche und vor an die Brüstung und genießen von diesem mit feinem Gespür für Überraschungen erwählten Standort – die Landschaft! Unter uns breitet sich das weite Schussental aus mit der uralten, Italien und Deutschland verbindenden Handelsstraße, die beiderseits von bewaldeten Höhenzügen begleitet wird, von denen freundliche Dörfer mit ihren Kirchtürmen herabgrüßen. Im Süden aber ist es die lebhaft bewegte, türmereiche Silhouette der alten Freien Reichsstadt Ravensburg, die von den silbergrau schimmernden Konturen der Schweizer Berge überhöht wird und letztlich den weiten Raum in großem Bogen umfängt und abschließt. Es gibt kaum etwas, was den Menschen mehr erheben könnte als ein solches Raumerlebnis. Hier ist es dem Barockbaumeister gelungen, der Landschaft eine neue Weihe und einen neuen Inhalt zu geben und aus ihr das zu machen, was wir unter einer „Kulturlandschaft“ im wahrsten Sinne des Wortes verstehen.

Wer war eigentlich der Schöpfer dieses grandiosen Baugedankens? Erst in jüngster Zeit hat diese Frage durch Auffindung einer Serie von Bauplänen (sog.

„Lehrgänge“) einen Höhepunkt von solcher Aktualität erreicht, daß es sich verlohnen dürfte, darüber ausführlich zu berichten. Raummangel gestattet jedoch nur einen Hinweis auf die neuesten Ergebnisse der Forschung (vgl. „Das Münster“ 1950, Heft 1/2 und 5/6; 1951, Heft 3/4). Danach ist Bruder Caspar Moosbrugger (1656–1723), der Einsiedler Klosterbaumeister und originellste Vorarlberger, der Schöpfer des Urplanes von Klosterbau und Kirche; letztere gilt heute als Gipfelleistung der sog. „Vorarlberger Bau-schule“. Aber D. G. Frisoni (1683–1735), der damalige Hofbaudirektor in Ludwigsburg, war es, der die „Herbheit Moosbrugger'scher Gestaltung genial abgerundet hat“, indem er die peripheren Bauten (Verwaltungs- und Ökonomiegebäude, Pavillons, Laubengänge und Freitreppe) ganz im Stile zeitgenössischer Schloßbaukunst in so dekorativ-flüssige Form gebracht hat. Er übernimmt sozusagen die „Schlußredaktion“ der Gesamtplanung, wie sie im vorliegenden Idealplan zu Papier gebracht wurde. „Erst durch diese Verbindung des würdevollen Ernstes des barocken Urplanes mit der Geschmeidigkeit höfischen Rokoko ist jener Idealprospekt entstanden, der als der geschlossenste und vornehmste, aber auch künstlerisch wertvollste aller europäischen Klosterbauten und Pläne gilt.“ (Hugo Schnell.)

Oberschwäbische Reiterprozessionen

Von Albert Walzer

Anfang des 19. Jahrhunderts hatte vor allem die Aufklärung und natürlich auch die Aufhebung des Klosters den Weingartner Blutritt bis auf einen bescheidenen Rest zusammenschmelzen lassen. Heute ist er wieder eine der stattlichsten Reiterprozessionen, wenn nicht die größte überhaupt. Jedenfalls waren es dieses Jahr wieder an die zweieinhalbtausend Reiter.

Früher gab es noch eine ähnliche Prozession in Weißenau, das heißt es waren dort eigentlich zwei, eine kleinere durch die zum Kloster gehörigen Pfarreien in der näheren Umgebung und eine ausgedehntere nach Manzell bei Friedrichshafen. Auch da wurde eine Reliquie vom Blut Christi mitgeführt. Dann muß in Wetzgau bei Schwäbisch Gmünd eine Reiterprozession zu Ehren des heiligen Colomann üblich gewesen sein, von der sich noch ein Bild im dortigen Pfarrhaus befindet. In Neudenu an der unteren Jagst wird jetzt wieder zur nahe gelegenen Gangolfskapelle geritten, in Gellmersbach bei Weinsberg waren früher Leonhardsritte und in Böhmenkirch bei Geislingen ist